

Gratis-Beilage zur Thorner Zeitung.

Verlag von Ernst Lambeck in Thorn.

Vererbt.

Novelle von Max Eiram.

1.

Doktor Fritz Melchior, praktischer Arzt zu N., einer mittleren Provinzialstadt, war, um an einer naturwissenschaftlichen Versammlung teilzunehmen, für einige Tage nach der Residenz gereist. Es kam recht selten vor, daß er sich derartige Ausflüge erlaubte, niemand kommt ja schwerer vom täglichen Berufe los, als der Arzt. Diesmal hatte er alle Ursache, ganz besonders befriedigt mit dem zu sein, was ihm die wenigen Tage der Erholung boten. Neben der reichen wissenschaftlichen Anregung in den sehr besuchten Sitzungen hatte Melchior die Freude gehabt, seinen Jugendfreund Paul Felder, mit dem er Gymnasium und Universität durchlaufen, nach einer Reihe von Jahren wiederzusehen. Dieser war vor kurzem einem Ruf als Professor der Mathematik an das Polytechnikum der Residenz gefolgt, Melchior hatte nun erst Felders junge Frau kennen zu lernen Gelegenheit gehabt und so die Zeit, die ihm außer den wissenschaftlichen Sitzungen blieb, in Gesellschaft des liebenswürdigen Paares, das ihn während seines Aufenthalts zu sich als Gast gebeten, aufs Angenehmste verlebt. —

Man war an den vergangenen Abenden in verschiedenen Theatern gewesen, für den letzten Abend vor der Abreise Melchiors hatte Felder den Besuch eines augenblicklich anwesenden Zirkus vorgeschlagen, was von Melchior mit Freuden angenommen worden, da dieser sich für Pferde interessierte und ein guter Reiter war. Die Kunstreitergesellschaft galt als vorzüglich und gab heute ihre Abschiedsvorstellung, es war also jedenfalls Gutes zu erwarten. —

Die ersten Produktionen hatten nichts Hervorragendes geboten. „Das Springpferd Cromwell, englischer Rapphengst, geritten von Fräulein Adele Dupont," lautete die nun folgende Nummer des Programms. — Erwartungsvoll sah man dem Auftreten der Schulreiterin entgegen, welche seit ihrem ersten Erscheinen das Publikum allabendlich zu neuem Beifallssturm hingerissen hatte. Felders Frau, die Tochter eines Gutsbesitzers, war als Mädchen selbst eine passionierte Reiterin gewesen, hatte jedoch seit ihrer Verlobung, den Bitten ihres besorgten Bräutigams nachgebend, für immer auf dies Vergnügen zu verzichten versprochen. Eben erst hatte sie Melchior dies erzählt, als auch sie ihr besonderes Interesse für diese Nummer geäußert.

„Auch ich sehe es nicht besonders gerne, wenn Damen reiten," äußerte dieser, „und ich bin überzeugt, daß die meisten derselben keine Ahnung von der Gefahr haben, in welche sie sich dabei begeben. Der Damensitz gestattet nur wenig Macht über das Pferd und bei jedem Zwischenfall, sei es nun eine Unart oder ein Fehltritt des Tieres, ist die Reiterin so gut wie hilflos."

Unter den rauschenden Klängen eines Marsches ritt Adele Dupont eben in die Manege, von stürmischem Klatschen und Zurufen begrüßt. Mit seltener Anmut verneigte sie sich dankend. Schon ihre äußere Erscheinung war dazu angethan, sich sofort die volle Sympathie der Zuschauer zu erringen. Wer diese Reiterin außerhalb der Manege sah, hätte sie gewiß nicht für eine Zirkuserscheinung gehalten. Der edle Anstand, fern von aller Koketterie, die sonst an diesem Orte so häufig gesehen ist, war in der That etwas außergewöhnliches. — Das äußerst geschmackvolle, altdeutsche Kostüm aus schwarzem Samt mit gelben Puffen, welches den Wuchs der fast etwas zu zarten Gestalt vorteilhaft hervorhob, erhöhte die Vornehmheit der ganzen Erscheinung, welcher das blasse, von braunen Löckchen umrahmte Gesicht einen seltsamen Zauber verlieh. — Dieses Gesicht konnte nicht regelmäßig, nicht eigentlich schön genannt werden, wenn sie aber dann und wann den Blick erhob, mit ihren glänzenden dunklen Augen das Publikum einen Moment streifend, wobei ein kaum bemerkbares Lächeln den lieblichen Mund umspielte, so mußte man sich fragen: wie kommt dies Wesen an diesen Ort? Beim Korso der Residenz, umgeben von den glänzendsten Kavalieren, dort wäre der Platz für diese Reiterin gewesen.

Mit Sicherheit und Ruhe, ohne jede heftige oder auffallende sichtbare Hilfe meisterte sie das feurige, aufgeregte Tier. Da war nichts zu sehen von jenem Zerren



Auch eine Mutterliebe.

und Reißen mit den Zügeln, wodurch die Mehrzahl der Reiterinnen die ihnen vermöge ihres Sitzes fehlende Einwirkung auf die Lenden des Pferdes zu ersetzen sucht, jede Bewegung war weich, leicht und harmonisch. — Nachdem sie das Pferd in verschiedenen Gängen der Schule geritten, produzierte sie dasselbe als Springpferd, indem sie eine Anzahl Barrieren von beträchtlicher Höhe mit außerordentlicher Gewandtheit nahm. Jetzt, bei dem sich mit jedem Sprunge steigernden Beifallssturm ward ein Zug von Leidenschaft auf dem Antlitz Adele's sichtbar. Aber keine jener theatralischen Bewegungen, durch welche manche Reiterinnen die Lust an der Gefahr an den Tag legen und welche oft schlecht genug die Angst verbergen, war zu sehen. — Ruhig und fest saß sie im Sattel, nur das Haupt hatte sie jetzt hoch erhoben, das Antlitz war leicht gerötet und der leuchtende Blick schien über all die Köpfe der Zuschauer hinweg, weit hinausgewandt, als hätte sie ihre Umgebung vergessen. — Fast lag etwas wie Geringschätzung der ganzen tobenden Menge, die sie umgab, in diesem Blick, es schien als dünke sie sich allein mit dem bemeisterten Tier, im Vollgefühl ihrer Gewandtheit, hingerissen von der Passion für ihre Kunst.

Mit einem gewaltigen Sprung des Pferdes über die am Ausgang der Manege aufgestellte Barrière verläßt Adele Dupont den Kreis, um dem nicht endenwollenden Rufen folgend, wieder in denselben hereinzusetzen, nachdem sie für einige Augenblicke verschwunden war. Allein noch will das Publikum sich nach ihrer Wiederentfernung nicht beruhigen, noch einen Sprung der kühnen Reiterin will es sehen, heute ist ja Abschiedsvorstellung! Von neuem setzt Adele in die Manege, stets mit demselben gemessenen Anstand dankend, wieder wendet sie ihr Tier gegen den Ausgang. Da fliegt von dem oben übergebauten Orchester ein Notenblatt herunter, hart vor dem eben zum Sprung ausholenden Pferde, es scheut — ein Schlag mit der Reitpeitsche, die sie bis jetzt unbenützt in der Rechten gehalten, soll den Gehorsam erzwingen, das erschreckte Tier bäumt sich hoch auf, verliert das Gleichgewicht und überschlägt sich — mit dumpfem Fall stürzt das Pferd rückwärts, die zarte Gestalt bedeckend.

Ein hundertfacher entsetzter Aufschrei im Publikum — dann bange, dumpfe Stille. Adele liegt regungslos.

Einzelne Herren aus der vordersten Reihe springen über die Barrière in die Manege. Rasch ist die Unglückliche von der Last des Tieres befreit, mit gewaltiger Anstrengung erhebt sie sich mit Hilfe des Direktors und einiger Herren und verläßt, den furchtbaren Schmerz bekämpfend, auf die Männer gestützt, wankend den Kreis.

Melchior und seine Freunde hatten ihre Plätze in der Nähe des Ausgangs nach dem Innern des Zirkus. Dem erfahrenen Arzt sagte ein Blick in das fahle Gesicht der Verunglückten, daß hier ein schwerer Unfall geschehen. Sein Pflichtgefühl mahnt ihn, sich sofort zur Verfügung zu stellen. Felders Frau bat ihren Gatten, vor Schreck zitternd, sie nach Hause zu bringen. Melchior verabschiedete sich mit wenigen Worten, bat, nicht auf ihn zu warten, da seine Hilfe möglicherweise längere Zeit hier nötig sei, und eilte in das Innere des Zirkus.

Adele war nach ihrer Garderobe getragen worden. Sie lag bewußtlos in einem Lehnstuhl, dem halbgeöffneten Mund war nur wenig Blut entströmt. Die Frau des Direktors bemühte sich, die Ohnmächtige wieder zum Bewußtsein zu bringen, während dieser einen Clown, den er Mister Darley nannte, und der sich, halb auf englisch, halb in gebrochenem Deutsch jammernd, wie sinnlos gebärdete, vom Eingang zur Garderobe abzuhalten suchte.

Melchior stellte sich dem Direktor Blanc und dessen Frau als Arzt vor und bat, der Unglücklichen Beistand leisten zu dürfen. Während die Direktorin Adele's Reittaille aufknöpfte, um ihr Luft zu machen und dem Arzt eine Untersuchung zu gestatten, erkundigte er sich, ob der Clown, dessen Schmerzensausbrüche in einem schneidenden Kontrast zu seinem Narrenkostüm und dem lächerlich bemalten Gesicht standen, etwa verwandtschaftliche Beziehungen zu Fräulein Dupont habe.

„Nein," erwiderte Frau Blanc, „seine Gegenwart wird Frau Dupont nur aufregen, wenn sie zu sich kommt, denn sie ist seinen Bewerbungen durchaus nicht günstig gesinnt. — Adele ist nämlich Witwe," ergänzte sie, „und nur auf Wunsch meines Mannes als Fräulein aufgetreten, weil das mehr zieht."

„Dann bitte ich, den Herrn zu entfernen, es ist hier jedenfalls Ruhe nötig," sagte der Doktor — „soweit dies möglich ist," setzte er erstaunt hinzu, denn draußen begann die Musik von neuem. — „Wird denn die Vorstellung fortgesetzt?"

„Man muß sie wohl fortsetzen," erwiderte die Direktorin bitter, „was kümmern sich die da draußen um das Wohl und Wehe von unsereinem, das gehört ja mit zum Handwerk, daß man den Hals riskiert."

In der That war ein guter Teil der Zuschauer in Erwartung der weiteren Vorstellung geblieben, wenn auch meist nur die Inhaber der oberen Plätze. Der größte Teil des besseren Publikums hatte allerdings keine Lust gezeigt, nach dem drastischen Vorfall noch mehr zu sehen und hatte den Zirkus verlassen, andere, namentlich jüngere Herren, Offiziere und sonstige tägliche Zirkusbesucher, waren herbeigeeilt und einer der Stallmeister hatte Mühe, die teilnahmsvoll Fragenden abzuhalten.

Die Klingel, welche das Zeichen zum Beginn einer neuen Nummer gab, ertönte.

„Mister Darley," rief die Stimme des Regisseurs. Der Clown verschwand laut jammernd.

Doktor Melchior hatte die Kranke untersucht.

„Jedenfalls ist eine schwere innere Verletzung vorhanden," lautete sein Bescheid, „es ist notwendig, Frau Dupont sobald als möglich nach Hause zu bringen."

„Dabei will ich Ihnen gern behilflich sein," sagte Frau Blanc „ich bin heute abend hier entbehrlich, da meine Thätigkeit an der Kasse beendigt ist. Komm, Adele, armes Kind, Mama ist krank, wir fahren mit ihr nach Hause."

Jetzt erst bemerkte Melchior ein etwa siebenjähriges Mädchen, das, scheu in eine Ecke gedrückt, bisher lautlos Zeuge der Szene gewesen war.

„Ihr Kind?" fragte er, auf die Kleine deutend.

Frau Blanc nickte. Eben schlug die Kranke, als der Stuhl, in dem sie saß, von zwei Leuten, welche der Doktor herbeigerufen, um sie zum Wagen zu tragen, in die Höhe gehoben wurde, die Augen auf. — Melchior winkte, den Stuhl noch einmal niederzusetzen.

„Wie ist Ihnen," fragte die Direktorin, sich über sie beugend.

Sie antwortete mit einem leisen, resignierten Kopfschütteln. „Wo ist Adele?" fragte sie matt.

Das Kind war vorgetreten. Leise weinend schmiegte es seinen Kopf an der Mutter Knie, sie streichelte seine Locken. Die Direktorin küßte das Mädchen liebevoll und nahm es auf den Arm. Die Träger hoben die Kranke von neuem auf, sie hatte die Augen schon wieder geschlossen. Still gings hinaus; der Doktor legte die Unglückliche so gut als möglich im Wagen zurecht und nahm ihr gegenüber mit Frau Blanc, die das schluchzende Mädchen in ihren Mantel hüllte, Platz. — —

Drinnen im Zirkus produzierte sich der Gymnastiker Darley bei den Klängen eines Walzers mit seinen beiden Knaben.

2.

In der bescheidenen Mietswohnung der Schulreiterin angelangt, überzeugte sich Doktor Melchior, nachdem dieselbe zu Bett gebracht worden, bald davon, daß die Verletzungen, welche sich die Unglückliche zugezogen, tödlich seien und daß sie voraussichtlich nur noch wenige Stunden zu leben haben werde. Er äußerte dies leise gegen die Direktorin, und fügte hinzu, daß er jedenfalls die Nacht bei der Kranken bleiben werde. Die Wirtin Adele Duponts, welche die Ankommenden laut jammernd empfangen hatte, beruhigte sich auf Zureden Melchiors und brachte nun die kleine Adele zu Bette.

Die Kranke lag fiebernd mit geschlossenen Augen, von Zeit zu Zeit sang sie leise die Melodien, mit welchen das Orchester des Zirkus ihre Produktion begleitet hatte. Nachdem alle Anordnungen getroffen waren, bat Melchior Frau Blanc um Auskunft über Adele's Verhältnisse.

Flüsternd saßen die beiden auf der dem Lager der Kranken entgegengesetzten Seite des Zimmers, der Doktor jedoch so, daß er jede Bewegung derselben sehen mußte. Die Wirtin hatte sich entfernt. —

„Frau Dupont ist erst seit etwa einem halben Jahre bei uns," berichtete Frau Blanc, „doch kenne ich ihre Vergangenheit ziemlich genau. Ich fühlte mich von Anfang an zu ihr hingezogen. Sie hielt sich gegen die meisten Mitglieder der Gesellschaft sehr zurück, meine Zuneigung aber mochte ihr wohl nicht entgehen und sie schloß sich bald an mich an. So kam es, daß sie mir vor kurzem ihre seitherigen Schicksale erzählte.

Adele ist geborene Französin und die Tochter eines kleinen Kaufmanns in Poitiers. Ihr Vater hieß Fournier und scheint in bescheidenen Verhältnissen gelebt, aber viel auf die Erziehung seiner beiden Kinder verwandt zu haben. Adele's Bruder, der einige Jahre älter war, ist im siebziger Krieg gefallen. Sie selbst wird jetzt etwa vierundzwanzig Jahre alt sein. Ein Bruder ihrer Mutter, welche sie früh verloren, war Direktor einer Kunstreitergesellschaft. Derselbe kam einst mit seiner Truppe, als Adele etwa vierzehn Jahre zählte, gelegentlich einer Reise von Paris nach Bordeaux, auch nach Poitiers, um daselbst eine Anzahl Vorstellungen zu geben. Das leicht erregbare Mädchen faßte eine unwiderstehliche Neigung für die Reitkunst. Auf ihre Bitten erteilte ihr der Onkel, mit ihres Vaters Einwilligung, Unterricht, bei welchem sie soviel Talent zeigte, daß er ihren, erst schüchtern geäußerten Wunsch, Schulreiterin zu werden, in ihr bestärkte. Kurz vor seiner Abreise bot er seinem Schwager an, Adele als Elevin mitzunehmen, doch dieser weigerte sich so entschieden, sein Kind herzugeben, daß Adele als gute Tochter auf Erfüllung ihres Wunsches verzichtete. Kurz nachher brach der große Krieg aus. Adele fand, so sehr sie das Scheitern ihrer Lieblingsidee schmerzte, bald Genugthuung in dem Gedanken, nun des Vaters einziger Trost zu sein.

Ihr Bruder, welcher infolge von Gambetta's Massenaufgebot zu den Fahnen gerufen worden, hatte eine Zeitlang regelmäßig Nachricht gegeben, plötzlich, nach den Kämpfen bei Orleans blieben seine Briefe aus und alle Nachforschungen erfolglos. Noch hielt sich der trostlose Vater an der Hoffnung aufrecht, daß sein Sohn vielleicht kriegsgefangen sei; allein seine ohnedies schwache Gesundheit wurde

durch die gräßliche Ungewißheit völlig untergraben und als nach dem Friedensschluß endlich die sichere Kunde kam, daß Alphonse tot sei, machte ein Herzschlag seinem Leben ein jähes Ende.

Adele stand als sechzehnjähriges Mädchen ganz allein. Ein Freund ihres Vaters übernahm es, ihre Verhältnisse zu ordnen. Das kleine Geschäft war durch die Krankheit Herrn Fourniers in den letzten Jahren sehr zurückgekommen. Er mußte der Waise bald die trübe Eröffnung machen daß nur weniges von dem bescheidenen Vermögen zu retten sei und sie sich jedenfalls entschließen müsse, ihren Unterhalt selbst zu verdienen, falls sie nicht Verwandte habe, bei denen sich ein Unterkommen für sie finde.

Adele Dupont war nicht die Natur die auf das Mitleid anderer hätte angewiesen sein wollen, aber sie hatte ja noch den Onkel, den sie in Paris wußte und wer hinderte sie jetzt noch, ihre einstige Lieblingsidee zu verwirklichen? Hatte sie doch nun gegen niemand mehr Pflichten zu erfüllen. Ihr Onkel ging sofort auf ihr briefliches Anerbieten, zu ihm zu kommen, mit Freuden ein und nachdem Adele das kleine ihr gebliebene Vermögen flüssig gemacht, schied sie von ihrer Vaterstadt.

Sie scheint sehr rasche Fortschritte gemacht zu haben, schon im darauf folgenden Winter entzückte sie die Pariser durch ihr Schulreiten. Bald nach ihrem Eintritt in des Onkels Truppe engagierte dieser einen Parforcereiter namens Dupont, der ein außergewöhnlich schöner Mann gewesen zu sein, auch ganz Hervorragendes an Mut und Geschick geleistet zu haben scheint. Adele faßte bald eine tiefgehende Neigung zu ihm, der Onkel begünstigte die Verbindung wohl deshalb, weil er dadurch Dupont dauernd an sich zu fesseln hoffte. So ward Adele mit noch nicht achtzehn Jahren dessen Frau. Etwa nach Jahresfrist — Adele hatte ihrem Manne eben jenes Kind geschenkt — geriet Dupont mit ihrem Onkel in Differenzen und trennte sich von demselben. Sie sind von da ab bei verschiedenen Gesellschaften thätig gewesen, die Leistungen beider waren ja hervorragend und es wurde ihnen deshalb nie schwer, Engagement zu finden. Da stürzte Herr Dupont vor einem Jahr in Antwerpen bei einer Probe so unglücklich, daß er auf der Stelle tot war. Die junge Witwe löste ihren Kontrakt bei jener Gesellschaft, sie wollte zu ihrem Onkel zurück, um nicht ganz allein zu stehen. Sie kam nach Paris und fand einen Toten, er hatte falliert und Hand an sich selbst gelegt.

Vergangenes Frühjahr kam sie zu uns. Verschlossen und zurückhaltend gegen jedermann, näherte sie sich auch mir nur allmählich. Nun sind wir Freundinnen geworden und sie hat mir ihr reiches Gemüt völlig aufgeschlossen. — Der Clown Mr. Darley, den Sie heute abend gesehen, bemühte sich unablässig um ihre Gunst, Frau Dupont scheint jedoch einen förmlichen Widerwillen gegen ihn zu hegen, denn sie behandelt ihn geradezu abstoßend. Sie lebt völlig dem Andenken ihres Mannes und der Erziehung ihres Kindes, der kleinen Adele. Trotz der Leidenschaft, die sie für ihre Kunst besitzt, hat doch das Unglück, welches ihr dieselbe in ihrer kurzen Laufbahn schon gebracht, den festen Entschluß in ihr gereift, ihr Kind unter keinen Umständen derselben zu widmen. Nur fürchtete sie sich vor der Trennung von dem einzigen, was ihr geblieben. Doch äußerte sie in letzter Zeit mehrmals, daß es nun bald notwendig sein werde, Adele völlig aus ihrer jetzigen Umgebung zu entfernen und in irgend einem Pensionat unterzubringen. Auch sie selbst schien sich in diesen Verhältnissen immer mehr gedrückt zu fühlen und es kam mir oft vor, als ob sie sich hinaussehne aus diesem Künstlerleben. Nur wenn sie zu Pferde saß, erwachte jedesmal wieder die ganze Leidenschaft in ihr, dann schien sie alles zu vergessen, dann — schien sie glücklich. Doch, das müssen Sie ja heute selbst gesehen haben, Herr Doktor. — Die schlimmsten Seiten dieser Laufbahn kennen zu lernen, ist Adelen erspart geblieben — sie war nie stellenlos, hat nie Mangel gelitten, Dank ihrem hervorragenden Talent, aber sie hat sonst so viel Schweres in ihrem jungen Leben erfahren müssen, sie paßt so wenig mit der reichen Bildung ihres Herzens, mit ihrem Anstand unter diese zusammengewürfelten, meist rohen und ungebildeten Menschen, aus denen sich unsere Gesellschaften ergänzen. Ich begreife vollkommen, daß ihr nicht wohl mehr in dieser Umgebung war, seit sie den geliebten Mann verloren, daß ihr feinfühlendes Gemüt oft tief verletzt werden mußte. Dazu kam der Ekel, den es in ihr erregte, stets von neuem Zudringlichkeiten abweisen zu müssen, mit denen man Damen unseres Standes ja, weil wohl die Mehrzahl dafür nicht unempfänglich ist, ausnahmslos entgegenkommen zu dürfen sich für berechtigt hält. Daher auch ihr fast an ein Ignorieren des Publikums grenzendes Benehmen. Aus all diesen Gründen verstehe und teile ich auch ihren Wunsch vollkommen, das süße, kleine Geschöpf, welches dort ahnungslos, daß es bald gänzlich verwaist sein wird, so fest schläft, aus diesen Verhältnissen für immer zu entfernen. Aber wie soll das nun geschehen? Das kleine Vermögen, das der Waise von ihrer Mutter bleiben wird, dürfte kaum hinreichen, sie unterzubringen. Allerdings hat sich Frau Dupont noch einiges erspart, sie besitzt auch zwei sehr wertvolle Pferde, das eine ritt sie heute abend — allein wohin mit dem Kind, wenn die Mutter nun wirklich stirbt, vielleicht ohne noch einen letzten Willen zu äußern?"

„Dann lassen Sie mich sorgen, liebe Frau," entgegnete Doktor Melchior weich, indem er der Direktorin die Hand reichte, „ich danke Ihnen für ihre Mitteilungen und ich hoffe, daß es mir möglich werde, die Wünsche der armen Mutter bezüglich des Kindes zu erfüllen."

„Verstehe ich Sie recht," fragte Frau Blanc eifrig, „Sie, der fremde Mann, wollten —"

„Ich bin nicht mehr fremd, seit ich einen Blick in diese Verhältnisse gethan," sprach Melchior ruhig, „meine Frau und ich haben nur ein einziges Kind, einen Knaben, der etliche Jahre älter ist als die kleine Adele, sie soll seine Schwester werden und meine Frau wird das Töchterchen gern wie ihr eigenes ansehen."

„O, könnten wir der armen Mutter diese Beruhigung noch mit hinübergeben, wenn sie doch sterben muß," sagte die Direktorin gerührt.

„Still, sie erwacht," flüsterte der Arzt und ging nach dem Bette zu. Frau Blanc folgte.

Adele Dupont war erwacht, sie schaute in dem matt erleuchteten Zimmer umher und machte einen Versuch, sich aufzurichten, den sie jedoch sofort mit dem Ausdruck heftigsten Schmerzes und einem unterdrückten Schrei aufgab. Während die Direktorin sich liebevoll über sie beugte und, ihre Wangen streichelnd, fragte, ob sie sich wohler fühlte, mahnte der Doktor, doch ja ruhig liegen zu bleiben. Die Kranke, welche diesen, als er ihr im Zirkus die erste Hilfe geleistet, wohl gar nicht bemerkt hatte, richtete einen fragenden Blick auf Frau Blanc.

„Herr Doktor Melchior," erklärte diese, „welcher im Zirkus sofort nach Ihrem Sturze seine Hilfe anbot. Sie mit mir hierhergebracht und seitdem sich hier um Sie bemüht hat."

Adele reichte dem Arzt mit dankbarem Blick die Hand.

„Und der bereit ist, Ihnen auch ferner beizustehen mit Rat und That," ergänzte Melchior mit entschiedener Betonung. „Wie fühlen Sie sich?"

„Zum Tode matt," entgegnete sie leise.

„Wollten Sie die Güte haben und für irgend eine Stärkung sorgen?" wandte sich der Arzt an Frau Blanc.

„Nur zu trinken," bat Adele, „ich verbrenne."

Frau Blanc entfernte sich, nachdem sie noch einige Worte mit dem Doktor gewechselt, um bei der Wirtin das weitere zu besorgen.

Melchior setzte sich ans Bett der Kranken und sah ihr freundlich in das blasse Antlitz. Sie reichte ihm wieder ihre Hand, die er sanft festhielt. „Wie gut Sie sind," flüsterte sie, „sich so der Fremden anzunehmen."

„Das ist nicht mehr als meine Pflicht" sagte er abwehrend, „der Arzt ist der Priester der Humanität, Leidende sind für mich keine Fremde."

Die Kranke schwieg, nach kurzer Pause fragte sie hastig: „Wo ist Adele?"

„Sie schläft."

Sie nickte befriedigt. „Weiß sie von meinem Unfall?"

„Wir haben ihr gesagt, die Mama sei krank, sie hat das wohl noch nicht recht begriffen."

Wieder lag die Kranke still, den Blick unverwandt nach oben gerichtet. Langsam stahlen sich zwei große Thränen über ihre Wangen. Ihre kaltfeuchte Hand zitterte leise in der Melchiors.

„Mut," sprach dieser sanft. „Sie müssen sich vor jeder Erregung hüten."

„Ich bin mutig," erwiderte Adele lauter und bestimmter als bisher, „aber Gewißheit muß ich haben," fügte sie rasch hinzu. „Doch ich fühl' es ja selbst, ich muß sterben, nicht wahr, Herr Doktor?"

„Der Arzt hofft stets, so lange der Mensch noch atmet," sagte dieser sanft.

„Keine halben Antworten," entgegnete Adele flehend, „bitte nur jetzt keine falsche Schonung. Ich bin aufs äußerste gefaßt, denn ich fühle ja wohl, wie's mit mir steht. Sie sollen sehen, daß ich ruhig dem Tod ins Auge blicke. Um des barmherzigen Gottes willen, sagen Sie mir die Wahrheit, nicht wahr, ich muß sterben?"

Melchior sah sie sichtlich tief bewegt an. — Er schwieg.

„Ich weiß genug," sprach die Kranke gefaßt, „ich fühle es ja, daß ich gänzlich zerbrochen bin, daß keine Rettung möglich. Ich fürchte den Tod nicht — ich wollte ja nur leben für mein armes Kind! Was soll aus Adele werden?"

„Frau Blanc hat mir schon mitgeteilt, daß Sie Ihre kleine Adele von Ihrem gefahrvollen Beruf fern halten wollen," sagte der Doktor herzlich.

„Um jeden Preis, der Gefahr für Leib und Seele wegen. Ich liebe meine Kunst, wie wohl wenige sie lieben, aber ich habe lange genug derselben gelebt, um die tiefen Schatten zu kennen, die in diese Laufbahn fallen. Es ging mir ja gut, ich war nie in Not, aber die Not ist die Lehrerin des Lasters. — O Gott, schütze mein armes Kind, wenn ich nicht mehr bin!"

„Gewiß wird Gott es in seinen allmächtigen Schutz nehmen," sagte Melchior weich, „aber es wird auch der Menschen zu seinem Schutze bedürfen. Wollen Sie Ihre Adele mir und meiner wackeren Frau anvertrauen? Sie soll gehalten sein, wie unser eigen Kind, das schwöre ich Ihnen in dieser ernsten Stunde, sie soll die Schwester unseres einzigen Knaben sein, und mit Gottes Hilfe wird es uns gelingen, sie zu einem braven und tüchtigen Mädchen zu erziehen."

Wieder füllten sich die Augen der Kranken mit Thränen, aber es waren Thränen der Rührung, des Dankes. Sie drückte Melchiors Hand und sagte mit zitternder Stimme: „Sie sind ein Priester der Humanität, wie Sie vorhin sagten, Gott lohn' es Ihnen."

Bei diesen letzten Worten war Frau Blanc eingetreten. Sie nickte dem Arzt befriedigt zu, als sie bemerkte, daß es ihm gelungen war, die Unglückliche wegen ihres Kindes zu beruhigen. — Dann bot sie Adelen zu trinken. Diese trank gierig, worauf sie erschöpft in die Kissen zurücksank und die Augen wieder schloß.

„Mister Darley war hier," flüsterte die Direktorin dem Arzt zu, er wollte durchaus die Kranke sehen, ich habe alle Mühe gehabt, ihn abzuweisen, indem ich ihm erklärte, Sie hätten streng verboten, jemand zuzulassen."

„Sie haben recht gethan," erwiderte Melchior, „unbedingte Ruhe ist nötig, wenn wir das baldige Ende nicht noch beschleunigen wollen. Der Mann dauert mich aber dennoch, er scheint Frau Dupont wahr und aufrichtig zu lieben."

„Ich halte nichts auf diesen Menschen," sagte die Direktorin verächtlich, „mag sein, daß er Neigung zu Adele fühlt, allein der Gedanke, um ihre Hand zu werben, war doch wohl nur Spekulation." — Beide hatten sich während dieses leise geführten Gesprächs vom Lager der Kranken etwas entfernt.

Nun rief Adele den Doktor wieder zu sich heran.

Die Beruhigung über die Zukunft ihres Kindes hatte ihre Wirkung nicht verfehlt. Noch einmal flackerte das erlöschende Lebenslicht auf, klar und deutlich, wenn auch mit schwacher Stimme, orientierte sie den Arzt über ihre Verhältnisse, gab ihm den Namen eines Pariser Bankhauses an, bei welchem ihr Vermögen deponiert und bat ihn, das Geld dort zu erheben und Adele's Erziehung davon zu bestreiten. — Melchior widersprach ihr sanft und taktvoll bezüglich des letzteren Punktes und entgegnete, daß er Adele's Eigentum für sie verwalte und ihr dereinst aushändigen werde, wenn sie volljährig sei. Er brachte die nötige Erklärung der Sterbenden, worin diese ihn zum Pfleger ihres Kindes ernannte, zu Papier und Adele unterzeichnete mit fester Hand. Damit war aber ihre Kraft erschöpft, sie verlor das Bewußtsein von neuem.

Die Nacht war ziemlich vorgerückt. Melchior erklärte, die Wache bei der Kranken selbst übernehmen zu wollen und bat die Direktorin, sich Ruhe zu gönnen. Die wackere Frau wollte hievon nichts wissen, sie entgegnete, sie habe ihren Mann schon benachrichtigen lassen, daß sie heute nacht bei Frau Dupont bleibe. Nach vielem Zureden des Arztes ließ sie sich bewegen, sich im Nebenzimmer niederzulegen. Doch versprach ihr Melchior, sie sofort zu rufen, wenn eine Veränderung bei der Kranken bemerkbar sei.

Melchior trat ans Fenster und schaute auf die beschneite, hellerleuchtete Straße hinaus. Dichte Flocken wirbelten auf's neue hernieder, vom Winde durcheinander gejagt. Er ließ alles, was ihm die Direktorin erzählt, nochmals an seinem Geist vorüberziehen. — Leise sprach er Goethe's Worte vor sich hin:

„Schicksal des Menschen
Wie gleichst du dem Wind."

Ja wahrlich, wie der Wind draußen die wehrlosen Flocken durcheinandertreibt, so spielt das Schicksal mit der Menschen Los, hierhin, dorthin treibt es sie, reißt sie auseinander erbarmungslos, drängt sie zusammen, ohne Rast und Ruh', bis sie endlich niedersinken zu den anderen, mit den anderen, um zurückzukehren in das All, aus dem sie geworden! — —

Das Kind rief im Schlafe leise seiner Mutter. Sie hörte es nicht, fiebernd lag sie, ohne Besinnung. — Melchior trat an das Bettchen. „Wenige Stunden noch und du wirst auch wachend vergebens der Mutter rufen," murmelte er, „Schicksal des Menschen, wie gleichst du dem Wind!"

Und doch, war hier nicht die Hand Gottes sichtbar über diesem kleinen Geschöpf, die ihm ein neues Heim erschlossen, ehe es noch hilf- und schutzlos geworden?

Melchior war ein von Herzen frommer Mann. Der Sohn eines Predigers, war er in Glaube und Gottesfurcht, doch ohne jede Frömmelei erzogen. Eine tiefe Rührung überkam ihn, ein inniges Dankesgefühl gegen die Vorsehung, die hier gewaltet, die ihn hergeführt an die Stätte des Unglücks, seine schwache Kraft zu ihrem Werkzeug gemacht, um über ein junges aufblühendes Menschenleben zu wachen. Er beugte sich leise über das schlafende Kind und küßte es auf die Stirn. Dann stand er lange in wortlosem Gebet an dem Bettchen. Es war ihm, als sei ihm hier ein zweites Kind geboren worden.

(Fortsetzung folgt.)



Das Amphitheater in Verona. (Mit Text.)



Die kleine Neugierige. (Mit Text.)

Die Breuning.

Erzählung aus der Geschichte Tübingens.

Von M. v. Rotenberg.

Seit dem Untergang des Geschlechtes der Pfalzgrafen und der Uebernahme der Herrschaft durch das kraftvolle, so klug wie tapfer waltende Haus der Grafen von Württemberg war Tübingen mächtig aufgeblüht. — Das verdankte die Stadt ihrer tüchtigen Bürgerschaft, in deren Schoß die Weingärtner eine ehrenwerte, wenn auch die niedrigste Stufe einnehmende Körperschaft bildeten. — Das Rangverhältnis unter den verschiedenen Schichten der Bevölkerung gab sich schon äußerlich in der Art der Wohn- und Heimstätten kund. Denn jene sind bis auf den heutigen Tag auf den tiefgelegenen Stadtteil des Ammerufers beschränkt geblieben, aus dessen Niederung sich die alten Geschlechter emporgearbeitet haben zu den sonnigeren Neckargestaden auf der prächtigen Mittagsseite der gräflichen Pfalz. So haben die Rychen, die Lasten, vor allem die Breuning, ihre Wohnsitze im Ammerthale aufgegeben und sich an der Neckarhalde und deren Umgebung stattliche Wohnhäuser erbaut, Gebäude von 6 und 7 Stockwerken, vom Thal aus betrachtet, in deren 3. Stock man aber von der Neckarhalde aus zu ebener Erde gelangte. Diese Stadtadeligen, nicht zu verwechseln mit den Gliedern der Ritterschaft, die sich hier niederließen, wie die v. Ehingen, v. Fürst, die v. Breitenbach, Nothaft, v. Hailfingen, v. Geroldseck u. a., haben sich um das Wohl der Stadt teils als Vögte, Richter und Kriegshauptleute, teils durch gemeinnützige und wohlthätige Stiftungen unvergängliche Gedächtnismale gesetzt. Der Geist, der diese Männer beseelte, welche in Rat und Gericht der Stadt den Ausschlag gaben, hat sich im 15. Jahrhundert, dem Heldenzeitalter Tübingens, dauernde Monumente gestiftet in drei großen Werken: in der Errichtung einer gewaltigen Umfassungsmauer, in der Ableitung des Ammerflusses mittelst eines Durchstiches am Osterbergabhang, endlich in dem Bau der steinernen Neckarbrücke. Das Selbstgefühl des thatkräftigen Bürgertums bekamen auch einzelne der württembergischen Fürsten zu empfinden. Jene Mitglieder der Landesregentschaft, welche den unwürdigen Grafen Eberhard II. von der Nachfolge Eberhards im Bart ausschlossen, jene von Ehingen, Lamparter, Heller, Breuning waren Bürger oder doch Ein- und Angesessene der Stadt Tübingen, damals der zweiten Hauptstadt Württembergs, deren Vertreter nicht selten in der Leitung der Geschicke des Landes den Ausschlag gegeben. Mußte ein solch wohlbegründeter Einfluß z. B. den bedeutenden Gliedern des Breuning'schen Hauses eine maßgebende Stellung im Rate ihrer Fürsten sichern, so lag andererseits auch die Gefahr nahe, vom Mißtrauen oder Zorn des Gewaltigen in erster Linie betroffen zu werden und das Geschick der starken, hochragenden Eiche zu teilen, deren Wipfel den Blitz anlockt und auf den Stamm hinleitet, daß er zerspellt und zerrissen steht, ein grauenhaftes Zeichen, wie hier die unberechenbaren Elementargewalten ihr grausames Spiel getrieben. Und das ist in Kürze der Eindruck, welchen das Trauerspiel im Gemüte hinterläßt, das sich im folgenden vor des Lesers Blicken entrollen soll.

Es war ein milder, sonnigwarmer Oktobertag des Jahres 1516. An den südlichen Halden des Tübinger Schloßbergs fand eben die Weinlese statt, und da sie, wenn auch weniger betreffs der Menge, so doch der Güte ein vorzügliches Ergebnis versprach, so war auch in der Menschenwelt, soweit sie dabei beteiligt war, Frohsinn und munterer Jubel zu beobachten. Die Bewohner der Neckarhalde und ihrer geräumigen, meist adeligen Wohnsitze, die Besitzer der bevorzugtesten Lagen, nahmen warmen Anteil, und heiter, wenn auch stets ihrer Würde eingedenk, bewegten sich Herren und Herrinnen unter dem lesenden Volk, da und dort ein freundliches Wörtchen spendend oder gar eine der süßen Früchte verkostend, die ihnen gefällige Leserinnen darreichten. Schon neigte sich die Sonne zum Niedergang, da ging Konrad Breuning aus seinem Weinberg seiner Behausung zu. Ein stattlicher, schöner Greis, der stets aufrechten Ganges einherschritt, so ihn nicht etwa sein Gichtleiden befiel, das zu jeder Bewegung so unfähig machte, daß er fremder Stütze bedurfte. Nicht ein Mann oder Weib aus dem Volke, das den ernsten und doch stets freundlichen Mann nicht mit einem herzlichen „Bhüet Gott, Herr Obervogt!" begrüßt und ihm nachgeblickt hätte, bis er hinter der Thüre seiner Wohnung verschwand. Dort trat er in die Wohnstube, blickte in deren geräumigen Erker, den Lieblingsaufenthalt seiner Tochter Anna; aber derselbe war leer. Müde setzte er sich in seinen Lehnsessel am Fenster, von wo sich ihm die von rosigem Feuer erglühenden Höhenzüge der Alb und die waldigen Hügel hinter Derendingen und Weilheim in schön umrahmtem Landschaftsbilde darboten.

Er versank in tiefes Nachsinnen. Vor dem Ehrentag, der morgen sein wartete, wollte es ihm fast grauen; denn Glück und Anerkennung, wenn sie uns in reichem Maße zu teil werden, scheinen alsbald ihre Sühne in entsprechender Schmach und Trübsal einzufordern. Ja, so elend sind wir Erdenkinder, daß es uns ganz naturgemäß bedünken will, wenn nach sonnigen Glückstagen alsbald Unglücksstürme über uns hereinbrechen; „das ist für diese, das für jene Gunst des Schicksals" — raunt dann dem Heimgesuchten eine schadenfrohe Stimme ins Ohr. Glücklich, schloß der Obervogt in halblauter Rede seine Gedankenreihe, wer so zwischen neiderweckendem Glück und vernichtendem Mißgeschick die goldene Mitte hält und, wie unbeachtet von den Schicksalsmächten, seine schlichten Pfade wandelt!"

„Sollte aber, teurer Vater," fiel eine jugendliche Stimme ein, „die Schicksalsgöttin von dem so grausame Buße verlangen, der sein Glück verdient hat in mühseliger Lebensarbeit, in einem Wandel, an dem Stunde für Stunde auch das schärfste Richterauge keinen Makel aufzuspüren vermag?"

„Ah, Du hier, mein lieber Sohn Hans? Hast Du das stille Selbstgespräch Deines Vaters belauscht?"

„Verzeih, Vater, ich trat leise näher, weil ich Dich entschlummert glaubte, und so bin ich unfreiwillig ein Hörer Deiner Gedanken über menschliches Glück und dessen Unbestand geworden," entgegnete der junge Mann, indem er sich niederbeugte und ehrerbietig die auf der Lehne ruhende Hand des Greises küßte. „Wie kommt es, Vater, daß Du am Vorabend Deines Ehrentages Dir von so trüben Zweifeln die Seele quälen lässest?"

Mit liebevollem Blick ruhten die Augen des Obervogts auf seinem Sohne; erst in diesem Augenblicke fiel es dem sonst vielbeschäftigten Manne auf, wie schön sein Sohn aufgeblüht war und wie viel Geist und Kraft aus Antlitz und Augen des Jünglings leuchtete. Sein lieber Junge, obwohl noch Studierender der Rechte, zeigte bereits jenen männlichen Ernst in Haltung und Rede, der ein Erbteil der Breuning bildete; und seine körperliche Kraft, durch eifrige Waffenübung gestählt, versprach dem Willen und den Zwecken, die ihn bestimmten, energische Durchführung.

„Wo ist Deine Schwester Anna?" fragte Konrad Breuning, bei sich befriedigt von der prüfenden Musterung der geistigen und leiblichen Erscheinung seines Erben, ohne den angeknüpften Faden ernsten Gesprächs fortzuspinnen, „ist sie nicht mit Dir gekommen?"

„Verzeih, lieber Vater, wir wanderten bei der herrlichen Witterung hinaus zu unserem Bläsibad, uns auf eignem Grund und Boden des herrlichen Herbsttages zu freuen. Anna hat unter den Kranken, die unter den heilkräftigen Wassern Genesung suchen, so manche Pflegebefohlene, deren sie sich annimmt; Du weißt, Vater, es ist nun einmal ihr Sinn so!"

„Hat der Herbergvater draußen just starken Zuspruch?" fragte der Vater.

„Ja, sagte er, „die Leute kommen weit her und sind froh, wenn sie noch ein Plätzchen im Bade finden."

„Gut, es erweist sich also, wie richtig unser Ahnherr gesehen hat, da er auf diesem Breuning'schen Stammgut Einrichtungen traf, die nun der leidenden Menschheit zu gut kommen! Aber wo bleibt Anna? Schon beginnt es zu dunkeln!"

„Sie muß gleich da sein," versetzte der Sohn, „sie hatte unterwegs Wald- und Feldblumen zum Kranze gewunden, und den wollte sie in der Stiftskirche in der Breuning'schen Gruft unter unserer Kapelle am Bilde unserer teuren Mutter niederlegen."

„Gott habe sie selig, die Gute, die mir, ach, morgen mehr als je fehlen wird!" schaltete mit tiefem Seufzer der vereinsamte Mann ein.

„Gott zum Gruß, lieber Vater, da ist die Vermißte, nach der Du so ängstlich fragtest!"

Bei diesen Worten fühlte sich der Obervogt von weichen Armen umschlungen und sein Gesicht mit Küssen bedeckt, daß er kaum sich loszumachen und dem Liebling eine Rüge über ihre Verspätung zu erteilen vermochte.

„Du hast geweint, mein Kind," begann er, indem er prüfend in die Augen Anna's blickte.

„Ich habe unserer teuren Mutter gedacht, da ich über ihrer Ruhestätte betete und Gott anrief, daß er Dir morgen Stärke schenke, um die Last von Ehren zu ertragen, die, wie mir meine Freundin Maria v. Fürst eben verriet, morgen auf Dein Haupt und Schultern sich häufen sollen. Lieb Väterchen, ach, wird es Dich nicht allzusehr ergreifen und Dich mir am Ende krank darniederlegen?"

„Habe keine Sorge, gutes Kind, nicht Glück, aber auch kein Unglücksschlag soll mich über Gebühr im Gemüte fassen; die Breuning besitzen den Gleichmut, der sich vom einen nicht zu hoch hinausheben, von anderm nicht zu Boden schleudern läßt."

„O, Dank Dir für dieses Wort, Herzensvater, das beruhigt mich wieder," sprach sie, die letzten Worte betonend.

„Hat Dich denn etwas beunruhigt, Anna?" warf ihr Bruder ein.

„O, schilt mich nicht, Hans, daß ich so ein abergläubisch Ding bin und an Vorbedeutungen denke, wo gar nichts Anlaß gibt, als ein stummes, totes Steinbild."

„Was für ein Steinbild meinst Du?"

„Sehet, wie ich so durch die Stiftskirche und unsere Kapelle dahinschreite, fällt mir ein dunkler Schatten auf, der im Dämmerschein über das Steinpflaster und die Wände hingleitet; und wie ich aufblicke, haftet mein Auge auf dem Rundfenster, in dessen Mitte der aufs Rad geflochtene Mann schwebt — ein gräßlicher Anblick!" — und das Mädchen verhüllte ihr thränenfeuchtes Antlitz, indem ein Schauer ihre zarte Gestalt durchrieselte.

„O, da kannst Du Dich wirklich beruhigen," fiel Hans lachend

ein, „das ist, wie ich von gelehrter Seite vernahm, nichts anderes als ein Sinnbild des Ritters Georg, des Patrons unserer Kirche. Im gegenüberstehenden Fenster erscheint er als der ritterliche Lindwurmtöter — das Ammerthal, früher gar sumpfig, mag Legionen von solch giftigem Gewürm gehegt haben — und in diesem Rosettenbild als der Märtyrer, der für die Kirche leidet. Ist es nicht so, mein Vater?"

„So sagt und verbreitet man jetzt mit Bedacht," versetzte der Vater mit bedeutungsvollem Nachdruck, „weil man das Gedächtnis an eine schlimme That, an einen Justizmord, verwischen möchte, der Tübingens Richtern nicht zur Ehre gereicht. Aber so schreiendes Unrecht läßt sich nicht totschweigen."

„Erzähle, lieber Vater!" baten seine Kinder mit vereinter Stimme.

„Nun denn," begann er, und lebendige, wohlbekannte Gestalten schienen vor seinem Geistesauge aufzutauchen. „Wohl erinnere ich mich der beiden Jünglinge, welchen die Hauptrolle in jenem Trauerspiele zukam: Der eine, Georg, ja Georg Gockel hieß er, einer von der Bäcker-, der andere, Martin Vogt, wenn ich mich nicht täusche, einer von der Metzgerzunft. Obwohl zwischen diesen Zünften immer viel Eifersucht und Hader herrschte, die nicht selten in blutige Schlägereien ausarteten, so gedachten die beiden doch, ihre Wanderung in die Welt hinaus gemeinsam zu unternehmen. Ihre Väter waren ja von Jugend auf Freunde gewesen, hatten ihre Ausfahrt in die Fremde zusammen bestanden, ja, da hatte der Bäcker dem Metzger einst das Leben gerettet. Das knüpfte innige Bande zwischen den beiden Bürgersfamilien; was wunders, wenn der Lieblingswunsch der Alten dahin ging, daß auch ihre Söhne vereint hinausziehen, die Welt sehen und in ihren Gewerben sich weiter ausbilden möchten. Und in einem Mutterherzen spann sich dieser Wunsch weiter zu der Hoffnung, mit dem Geschicke des wackeren Georg nach dessen Heimkehr das ihrer Tochter Katharina vereint zu sehen. Das war ein schönes Mädchen, das mir noch leibhaft vor Augen steht. Doch der Mensch denkt, Gott lenkt! Jahre verflossen, und keine Kunde von den Wanderern gelangte zur Heimat; Eltern und Zunftgenossen der Jünglinge wurden unruhig. Schon bildeten sich schlimme Gerüchte, die insgeheim von Mund zu Munde liefen. Da hieß es plötzlich in der Stadt: der Bäcker, der Georg Gockel, ist wieder da, aber ohne seinen Reisegefährten! — Das Mißtrauen wuchs von Tag zu Tag, denn der Heimgekehrte ward im Besitze des Dolches gefunden, den der Metzger, eine Gabe von lieber Hand, bei dem Antritt seiner Wanderschaft getragen hatte. Man fragte Georg, wie er zu dem Dolche gelangt sei. — „In Wien war's," lautete des jungen Mannes Antwort, „da standen wir in Arbeit, ein jeder bei guten Meistersleuten. Dort hat mein Gefährte ein Mädchen kennen gelernt, das bald seine ganze Liebe gewann. So oft ich auch an die Heimkehr mahnte, er vermochte sich nicht loszureißen. Da trat ich eines Tages reisefertig vor ihn, Abschied zu nehmen, weil es mich in die Heimat zog. Er nötigte mir den Dolch als Geschenk und Gruß an Eltern und Geschwister auf, und weinend sind wir von einander geschieden."

So schloß Georg und wer ihn kannte, der glaubte seiner treuherzigen Rede. Aber der Vater des Vermißten, ein leidenschaftlicher Mann, und die Zunftgenossen glaubten ihm nicht, sondern sprachen freventlich und laut den Verdacht aus, Georg werde seinen Freund erschlagen und beraubt haben. Der Oberrichter, ein Gönner des Metzgers, ließ Georg verhaften und vor Gericht stellen. Mochte der Arme seine Unschuld noch so nachdrücklich beteuern und den Himmel zum Zeugen anrufen: sein Tod war zum voraus beschlossen. Man spannte den Unglücklichen auf die Folter und marterte ihn solange, bis er endlich, unfähig, die Qualen länger zu ertragen, bekannte, was er bekennen sollte.

In übereilter Hast, ohne daß nur ein Versuch gemacht worden wäre, in Wien Kunde einziehen zu lassen, wurde das Urteil gefällt und alsbald, zum Schmerz aller Rechtlichdenkenden, ausgeführt. Dort drüben, ihr sehet die Stelle mit dem Weidengebüsch auf dem kleinen Wöhrd, wo die Lindenbäume jüngst auf Kosten der Stadt angepflanzt worden sind zu Nutz und Frommen der hochwürdigen Universität, dort ist Georg Göckel mit dem Rade hingerichtet worden. — Die Metzger triumphierten, und die von der Bäckerzunft gingen gar kleinlaut umher. Aber bald wendete sich das Blatt. Eines Tages erschien der Vermißte wieder, und als hätte man ein Gespenst, nicht einen Menschen von Fleisch und Blut, erblickt, stob alles auf den Straßen vor dem Heimkehrenden auseinander, der bedächtig seinem Elternhause zuschritt und nicht wußte, wie er das seltsame Benehmen der Leute, die ihm begegneten, deuten sollte. Vater, Mutter und Geschwister, auch etliche Zunftgenossen, saßen in der Stube des Metzgers in der Abendstunde beisammen, befriedigt, daß man dem Recht seinen Lauf gelassen und den Metzgerssohn an seinem Mörder gerächt habe. Da ging die Thüre auf, und unter derselben erschien — der vermißte Sohn. Ein Aufschrei des Entsetzens; den Männern standen die Haare zu Berg; die Mutter und Katharina, die Leidtragende, sanken in Ohnmacht; die andern verbargen sich angsterfüllt hinter den Männern, Martin stand schweigend, tief betroffen von dieser Szene. Endlich faßte er sich, schritt auf seinen Vater zu und, ihm die Hand hinstreckend, sprach er, Thränen im Auge: „Grüß Euch Gott, Vater, erschrecket Ihr über meine Heimkehr, statt Euch darüber zu freuen?"

(Fortsetzung folgt.)

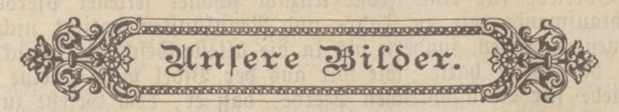
Das Pferd in der Geschichte und Poesie.

Unter den Luxus-Ausgaben prachtliebender Fürsten und Herren haben die für das edle Roß von jeher obenan gestanden. Die Vorliebe für eine große Anzahl schöner seltener Pferde zum Prachtaufwande wie zu Fahr- und Rennkünsten datiert nicht erst aus neuern Zeiten, sondern bis in die älteste Geschichte zurück. Salomo der Weise hatte, wie wir aus der Bibel wissen, eine solche Vorliebe für die ägyptischen Pferde, daß er, dem Gesetze zuwider, deren über 2000 hielt. Die persischen Fürsten und Vornehmen hielten ihre Pferde so hoch, daß sie ihnen sogar öffentliche und feierliche Leichenbegängnisse veranstalteten; auch der Athener Cimon ließ seine Pferde neben dem für ihn bestimmten Grabmal zur Erde bestatten. Alexander der Große fütterte seinen Bucephalus aus einer silbernen Schüssel und ließ ihm zu Ehren sogar eine Stadt erbauen. Cäsar stellte seinem Leibroß eine Marmorstatue in einem Tempel auf. Auch Antoninus Verus errichtete seinem Lieblingspferde ein Denkmal von vergoldetem Erz. Von Nero erzählt Suetonius, daß er sein Leibpferd mit einer Senatorstola geschmückt, ihm einen förmlichen Hofstaat gehalten und zu dem Ende allwöchentlich eine Pension habe auszahlen lassen. Er ließ seine Pferde mit Silber beschlagen. Caligula trieb diesen Pferdekultus bekanntlich am allerweitesten. Er ließ seine Lieblingsrosse förmlich zum Gastmahl laden und aus goldenen Pokalen trinken. Sein vornehmstes Lieblingspferd wollte der Unsinnige sogar zum Konsul machen und war nur mit Mühe davon abzubringen; endlich kreierte er sich selbst zum Priester und das Pferd zu seinem Kollegen! Auch Kaiser Commodus übertrieb die Verehrung seiner Pferde gar arg und ließ sie im vatikanischen Palaste begraben. Die Agrigentiner ehrten ihre Pferde dadurch, daß sie ihnen Pyramiden setzten. Petrarka erzählt von einem Ritter, der seinem Pferde die verordnete Medizin nur in silbernen Löffeln verabreicht habe. Der eigentliche Biograph der Pferde überhaupt ist Gesnerus, der in seinem Traktat de Equo in alphabetischer Ordnung alle Namen und Bezeichnungen anführt, welche den Pferden aus Achtung und wegen ihrer Verdienste beigelegt wurden. Selbstredend fanden die edlen Rosse wie ihre Geschichtschreiber und Heraldiker — die Araber führten bekanntlich schon Stammbäume über ihre Pferde — auch ihre Dichter. Homer, der unvergleichliche, ehrt sie durch die Erzählung, daß Andromache erst dem Pferde des Hektor Wein und Speisen aufträgt, dann ihrem Gemahl. Das Leibroß des Kaisers Honorius besingt Claudian in schwungvollen Worten: „O glückliches Pferd, dem das Verdienst zu teil geworden, unter dem Zaume einer Gottheit, des Kaisers, zu stehen. Nimm königliche Ehren an und überschütte, stolz die Mähne emporschwingend, mit Deinem Schaume die glänzenden Smaragde. Gehänge von Edelsteinen werden an Deinem Halse schimmern, ein Purpur wird an Deinem vergoldeten Bug herabwallen und ein Gott mit farbigen Blumen Deinen Leib umfassen!" D. Gronen.

Garrik und Preville.

In Paris knüpfte Garrik vor allem ein vertrautes Verhältnis mit dem Schauspieler Preville an, dessen Talente er bald schätzen gelernt hatte. Eines Tags trug sich bei einer Landpartie, die sie mit einander zu Pferde machten, folgendes Abenteuer unter ihnen zu. Da sie bei guter Laune und lustiger Dinge waren, so fiel es Preville ein, den Betrunkenen zu spielen. Garrik, nachdem er ihn deshalb gelobt, sagte endlich: „Mein lieber Freund, etwas haben Sie ausgelassen, das zur Wahrheit und Wahrscheinlichkeit der Rolle wesentlich gehört." — „Was?" fragte Preville. „Ihre Beine waren nicht betrunken. Sehen Sie, lieber Freund, ich will Ihnen einen rechten Engländer darstellen, der nach einem Mittagessen im Wirtshause, wo er ein Dutzend Flaschen geleert hat, zu Pferde steigt, um, von einem Jokei begleitet, der in demselben Zustande wie sein Herr ist, sein benachbartes Landhaus zu erreichen. Allmählich gelangt er durch alle Grade der Trunkenheit hindurch. Er ist kaum aus den Thoren von London heraus, so dreht sich schon die ganze Welt um ihn herum. Er ruft seinem Jokei zu: „Williams, ich bin die Sonne, die Erde dreht sich um mich herum!" Einen Augenblick darauf steigt seine Trunkenheit, er verliert seinen Hut, läßt die Steigbügel los, fängt an zu galoppieren, schlägt sein Pferd, gibt ihm die Sporen, zerbricht die Peitsche, läßt die Handschuhe fallen, kommt endlich an der Mauer seines Parkes an, findet keine Thüre mehr, will mit seinem Renner, dessen Gebiß er zerreißt, durch die Mauer durch; das Tier steigt, bäumt sich, wirft den Elenden auf den Boden herab." Nach dieser Einleitung begann nun Garrik seine Rolle, und spielte sie durch alle Abstufungen hindurch, und das mit solcher Wahrheit, daß, als er vom Pferde fiel, Preville einen Schrei des Schreckens ausstieß und seine Besorgnis noch zunahm, da sein Freund auf keine seiner Fragen antwortete. Nachdem er sich viele Mühe gegeben hatte, um Garriks Gesicht in die Höhe zu bringen, fragte er ihn unruhig und mit dem Anteil eines Freundes, ob er verwundet wäre? Garrik, der die Augen zu hatte, öffnete eins halb, kriegt den Schlucken und

fragt im Tone der Trunkenheit: „Bringst Du mir Rum?“ dann stand er auf, lachte und schloß Préville in seine Arme. Dieser rief entzückt: „Erlauben Sie, Freund, daß der Schüler seinen Meister umarmt, und ihm für den erteilten Unterricht dankt.“ K. St.



Unsere Bilder.

Das Amphitheater in Verona. Von den alten römischen Amphitheatern für Kampfspiele u. s. w. sind uns nur noch wenige erhalten und eines der besterhaltenen in Italien ist die sogen. Arena in Verona, von welcher wir vorstehend eine Ansicht geben. Dieselbe liegt mitten in der Stadt an der mit hübschen Anlagen verzierten Piazza Vittorio Emanuele und tritt uns selbst noch als Ruine in der imposantesten Weise entgegen in Gestalt eines großen Ovals. das eine Gesamtlänge von 152½ Meter und eine Gesamtbreite von 123¼ Meter hat, und worin der für die Kampfspiele bestimmte Raum 73½ Meter lang und 44½ Meter breit war. Es gehört für den gebildeten Beschauer wenig Phantasie dazu, sich den gewaltigen Bau noch in seiner ganzen überwältigenden Schönheit, Großartigkeit und Zweckmäßigkeit vorzustellen. Zwei große Thore an den äußersten Längepunkten führen in das Innere und zeigen die eigentliche Arena, umgeben von Bogenhallen, welche jetzt an verschiedene Handwerker zu Werkstätten und Magazinen vermietet sind. Auf diesen Bogenhallen ruhen die 45 hintereinander ansteigenden Sitzreihen, welche von der Arena aus noch 34 Meter hoch ansteigen und zwischen und zu denen bequeme Treppen hinanführen. Die Sitzplätze waren mit Marmorplatten bekleidet und äußerst bequem zugänglich. Von den obersten Rundarkaden sind nur noch vier übrig geblieben, und von ihnen und den obersten Sitzreihen aus genießt man eine prachtvolle Aussicht über die Stadt und Umgebung hin und bis zu den Tiroler Alpen. Der riesige Bau stammt aus der Regierungszeit Trojan's, und es ist dankbar und rühmend anzuerkennen, daß die Herrscher und Behörden der Stadt alles aufgeboten haben, um dieses edle, einfach großartige Baudenkmal seit mehr als anderthalb Jahrtausenden zu erhalten, dessen feste Bauart allerdings beinahe für die Ewigkeit geschaffen erscheint. O. M.

Die kleine Neugierige. Das hübsche naive Bildchen, von welchem wir vorstehend eine Holzschnittkopie geben, ist von einer Künstlerin und vermutlich nach einem eigenen Erlebnis und nach einer Reiseerinnerung geschaffen. Ein Maler oder eine Malerin auf Reisen hat sich in einem Tiroler Bauernwirtshaus niedergelassen, um die Bauernstube zu malen. Das Bild ist halb vollendet und der Künstler oder die Künstlerin mit Zurücklassung des ganzen Malapparats weggegangen. Da führen Zufall oder Neugier die Wirtin und ihr kleines Töchterchen in die Stube, um den fremdartigen Apparat anzustaunen, und die neugierige Kleine kann sich nicht enthalten, die blanken Farbenbläschen aus Staniol auf ihren Zweck und Inhalt zu untersuchen, bis beim ersten Druck der Finger der zähe Inhalt zum Schrecken des kleinen Naseweis in dunklem Strom über sein Händchen sich ergießt, was der Mutter großen Spaß macht, aber den Künstler oder die Künstlerin weniger erbauen wird, obwohl der kleine Vorfall nun unbedingt die hübscheste Staffage für die malerische Bauernstube und den glücklichsten Vorwurf zu einem allerliebsten Genrebild liefert. O. M.

An die Natur.

Im Morgenlicht erwacht die Flur,
Du rufst liebend mich, Natur!
Dein Odem weht mich an so lind,
Ich komme, dein getreues Kind.

Ich lausche deinem Liebeslaut,
Der mir wie Balsam niedertaut,
Der Vogel singet dir zum Ruhm
Sein Lied in deinem Heiligtum.

An dein erwachend, schwellend Grün,
An deinen Busen sink ich hin!
Mir bangt vor deinem Schoße nicht,
Schau ich dein lächelnd Angesicht.

Mathilde Walker.



Allerlei

Recht gemütlich! Ein Bauer aus Miesbach schickte dem Kurfürsten Max Josef III. von Bayern nachstehende Bittschrift: „Ich bitte, Euer Durchlaucht möchten auch mit unser Einem reden. Ich hab was Notwendiges. — Ich werd heut nachmittag auf der Kaiserstiegen warten. — Ich mag nit nauf gehn zu den anderen großen Herren. Seids do so gnädig und kommts runder.“

Verschnappt. — „Was für eine Stellung bekleidet eigentlich Dein Bräutigam?“ — „Er ist an der St. Georgenkirche angestellt.“ — „Küster vielleicht?“ — „Natürlich küßt er.“ Ulk.

Hühnerbegräbnis. Kurfürst Max Josef, der Gute genannt, ließ sich die Rechnungen über die Küche vorlegen und da las er mit Erstaunen die angefügte Bemerkung: „In dieser Woche krepierten 150 Hühner.“ — Der Fürst nahm eine Feder und schrieb mit eigener Hand darunter: „Wie viel Flaschen Wein werden diesen Hühnern mit der Leiche gegangen sein?“ C.

Allergnädigst. Der geheime Sekretär des Herzogs Maximilian I. setzte in seinen Berichten an den Kaiser öfter das Wort „allergnädigst“. — Ungehalten hierüber strich der Herzog das „aller“ und schrieb dazu: „Hab' im vorigen Schreiben das „aller“ ausgestrichen; dennoch will es dieser Federstutzer nach seinem Gefallen haben.“ C.

— In einem Rundschreiben wird vor dem Studium der Arzneikunde gewarnt. Im Sommer 1880 zählten die Hochschulen Deutschlands 4018 junge Mediziner, im Sommer 1886 hingegen 8308. Der Notstand liegt zum Teil anderswo. In seiner Dorfgeschichte „Der Wunderdoktor“ läßt der elsässische Schriftsteller Riff einen Arzt zu einem reichen Landmanne sagen: „Schüttelt mir den Kopf nicht so, als wäre es nicht wahr, daß Eure Frau zur Schläferin geht. Es ist nicht Einer unter euch, der nicht seinen Winkeldoktor hätte. Doch was ärgere ich mich? Ich gönne es euch, daß sie euch um eure hartgesottenen Thaler bringen.“ S.

— Eine so eben von Greiner u. Pfeiffer in Stuttgart ausgegebene Broschüre (Preis 20 Pf.) behandelt einen ähnlichen Vorwurf, wie jene Karte, die mit ihren vielen roten Punkten und großen Ziffern in den letzten Wochen aller Blicke auf sich gezogen; aber sie thut dies in anderer Weise. Unter dem Titel: „Ein Blick über unsere Westgrenze hinaus“ führt sie uns — ein hübsches Kärtchen ist beigegeben — von Nord nach Süd die ganze Ostgrenze Frankreichs entlang, um uns einen Begriff zu geben von den Riesenarbeiten, welche die Franzosen im Laufe der letzten Jahre zur Deckung dieser Grenze ausgeführt haben. Der Verfasser (C. K., ohne Zweifel ein höherer, in Stuttgart lebender Militär) redet eine einfache volkstümliche Sprache und weiß uns über die Natur und die Bedeutung der Sperrforts und der großen Waffenplätze Verdun, Toul, Epinal, Langres, Belfort u. s. w., sowie über die ganz außerordentlichen Schwierigkeiten, die sich im Fall eines Krieges der deutschen Heeresleitung entgegenstellen würden, vortrefflich zu belehren, ohne daß er sich auf Kombinationen einließe, wie sie von Fachblättern erörtert werden. Wir wissen ihm für seine Gabe Dank und wünschen seiner Arbeit, die wie gerufen kommt, viele Leser. Die interessante Schrift wird gegen Einsendung von 20 Pfennig in Briefmarken franko zugesandt.

Humoristisches.



Ellen: „Aber, liebe Arabella, wie konntest Du nur den Antrag des Rittmeisters von Wreden ablehnen, bedenke doch die glänzenden Chancen und daß Du — wenn auch eine junge, hübsche und vermögende Witwe bist.“
Arabella: „Mein liebes Kind, das habe ich alles bedacht, aber bedenke auch, daß ich als Majorswitwe unmöglich einen Rittmeister heiraten kann!“



Diamanträtsel.

Die Diagonalen nennen eine deutsche Stadt.

1
3 2 1
6 8 3 9 3
6 8 3 4 4 3 9
1 2 3 4 5 6 7 8 9
4 3 7 6 7 8 9
6 3 7 2 3
7 8 3
9

1) Ein Buchstabe, 2) eine Zahl, 8) ein Quellfluß, 4 ein Gebirgspaß, 6) eine Stadt, 6) eine Stadt, 7) ein Geschwür, 8) ein Fluß in England, 9) ein Buchstabe.

Charade.

Das erste an der Pflanze
Im Teich das Zweite dann,
Ein Zweites ist das Ganze,
Man trifft's im Ersten an.

Bilderrätsel.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Redaktion von C. A. Pfeiffer in Stuttgart.
Druck von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.